



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

C. T.: Ein Feldpostbrief

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ruft"; von anfangen „agfangt“. Der Volksmund spricht: hot geschriem, geschriern, zugegrosfen. Da kann man den Satz hören: „Jech ho scha völlig (!) gedenkt, du kommst gor net“. Da meint ein Dreikäsehoch mit einem tapferen Herzen: „Denkst epper, iech fercht mieh vor dir, do host de diech ober geschniten“. — Das Präsens von frieren, verdrießen heißt freißt, verdreißt. „Alles, was die Leit' verdreißt, dös treib ich“, denkt mancher und handelt darnach. — Ging das Tagesgestirn am Abend hinter einer Wolke heim, so meinte die Mutter: Die Sonne kract nei ne Popel; nach langjähriger Erfahrung ein Anzeichen schlechten Wetters. — Der Stoff taugt nichts? Nein, er tickt nix. Nicht, du gibst mir nichts, sondern du „gibt mir nix“, sagt der Dialekt. „Jech gi dr ne Schelln, die siech gewaschen hot!“ droht ein Junge. — Die vogtländische Schriftsprache bildet auch vielfach die alten Formen: Ich is, sieh, gib, nimm. Besonders auffallend ist die alte Befehlsform: „Wie wieder gut, wie stiller, wie doch net ober!“ — Statt zieh dich an! sagt man „zieh diech a!“ — Die Zukunft — Vorzukunft gibt's nicht — bildet unser Dialekt mit „wier“ (werde), z. B.: Jech wier scha noch fartig warn! wenn man sich nicht noch kürzer ausdrückt und sagt: Jech kumm scha, iech bezohl diech scha.

Die Vorsilbe schenkt sich die vogtländische Mundart gern. „Hoste bei Suppn scha gessen?“ fragt die Mutter; oder eine Frau kommt bei näherer Prüfung ihres Einkaufs zur Erkenntnis: „Dös ho iech ze teier kaaft“. Mit dem „ho iech tichtig gackert“ (geackert), berichtet einer, wo wir hochdeutsch sagen: Mit dem habe ich mich gründlich auseinandergesetzt, mich gründlich ausgesprochen. Und ein Bauer rühmt von seinem Pferd: „Dös is gange wie e Dochn“.



Ein Feldpostbrief

Reval, 11. 7., morgens

Meine Lieben!



nterm Dach, juchhe! — hat der Sperling seine Zungen! Und bei denen sitze ich im letzten noch verfügbaren Zimmerchen des „Goldenen Löwen“ und freue mich dessen. Vor dem offenen kleinen Fenster steht der winzige Schreibtisch, und wenn ich den Kopf hebe, habe ich ein entzückendes Bild vor mir: die goldenen Zwiebelkuppeln der Alexander Newski-Kathedrale, die sich vom tiefblauen Himmel abheben und sich unverschämt aber imposant zwischen all das urdeutsche Bauwerk auf dem Domberg eindringen; links weht es schwarz-weiß-rot von dem alten grauen Wartturm, dem langen Heinrich, und die roten Ziegeldächer, die weißen Schornsteine und Giebel und das schwarze Holzwerk der Bürgerhäuser wiederholen die Landesfarben; dazwischen überall das satte Grün der Baumkronen und Teile der grauen Festungsmauer; rechts im Vordergrund steigt die Masse des Nikolaiturmes in die Höhe. — Einen Meter vor mir sitzt eine große braune Taube und gurrte begehrlieh, nachdem sie sich schon ausgiebig an meinem Frühstück beteiligt und mir das Brot aus der Hand gepickt hat. Ich habe sie aber vom Schreibtisch verbannt, nachdem sie die in anständiger Gesellschaft gebotene Zurückhaltung mehrfach gröblich außer Acht gelassen hat. Schwärme von Dohlen und Schwalben krächzen und schwirren und zwitschern draußen vorbei. —

Also vorgestern Abend ging es mit dem alten englischen Hamburg-Dampfer Equity gegen 6 von Libau fort. Ein Kasten, ungefähr so wie der Adler, mit dem wir feinerzeit von Bremen nach London fuhren, und ganz überwiegend für Fracht eingerichtet. Achtern ein kleiner Salon, an den einige Kammern grenzen. Bei herrlichem Wetter ging die Fahrt ereignislos von statten. Süßlich wurde es, als wir uns gestern Nachmittag Reval näherten und an der estnischen Küste mit

ihren Hügeln und grünen Wäldern vorbeiführen. Und dann taucht die wundervolle Landschaft des alten Reval auf. Wenn nur nicht die goldenen Zwiebeln so ungehörig zwischen St. Olai und St. Nikolai, und wie die ehrwürdigen alten Herren alle heißen, hervorgeblänkt hätten! Die estnischen Lotten kamen an Bord, sprachen recht gut deutsch und erzählten, daß die Ernte im Lande vorzüglich stände. Genau nach 24 Stunden Fahrt machten wir in dem engen und verwinkelten Hafen fest. Dann nahmen Meldung, Quartierbesorgen längere Zeit in Anspruch. Gegen 9 Uhr kletterte ich noch auf den Domberg, natürlich hatte ich nicht die Absicht, dort noch zu so später Stunde Fräulein v. S. aufzusuchen. Schließlich gelangte ich in einem Straßenwinkel an ein Tor, durch das sich ein schöner Blick auf die Stadt zu öffnen schien. Ich kam auf einen Hof mit deutschen Feldküchen, durch eine Brüstungsmauer vom Steilhang des Domberges getrennt. Links schloß sich eine Art Altan an, auf dem eine alte Dame an Kartoffelpflanzen in Blumentöpfen hantierte. Ich ahnte was, begrüßte die alte Dame und fragte, ob Frä. v. S. in dieser Gegend wohne. Sie war es selbst. Erst mußte sie die Zusammenhänge etwas in ihrem Bewußtsein ordnen, dann war sie aber sichtlich sehr erfreut und wir verplauderten eine herrliche Sonnenuntergangsstimmung auf der kleinen Bank hoch über Reval. Die im Meer versinkende Sonne hatte Stadt und Hafen illuminiert, überall glühten die Fenster auf. Weit ging der Blick über die schimmernde See und die der Bucht vorgelagerten Inseln mit den gesprengten Russenbefestigungen und den Villen der begüterten Kaufmannschaft. Frä. v. S. erzählte von den tollen Zuständen der Bolschewiki-Zeit. Keiner hätte sich seines Lebens sicher gefühlt, und die Tollheit wäre immer gewachsen. Die alte St. Olai-Kirche sei zum Volkshaus gemacht, wo die zügellosesten Feste gefeiert wurden. Wie ein Wunder wäre ihnen die Rettung durch die deutschen Truppen geworden. Und sie rühmte deren Auftreten und Anstand wohl etwas zu optimistisch. Aber wie zur Bestätigung kamen zwei Unteroffiziere, stellten sich bescheiden auf und baten um Erlaubnis, die Aussicht ansehen zu dürfen. Beide mit feinen urdeutschen Gesichtern; der eine mit rotem langen Vollbart und goldener Brille. Ganz ergriffen sehen sie auf das schöne Bild, und der eine sagte im schönsten Kölner Dialekt, seit Neapel hätte er solch herrlichen Anblick nicht gehabt. — Heute Abend soll ich nun dorthin zum Tee kommen, und jetzt muß ich an die Arbeit.

12. Nachmittags. Zwischen 11 und 12 hatte ich eine Stunde Zeit, weil ich den Hafencapitän nicht erwischen konnte. Die benutzte ich, um auch die andere Schwester Frau v. Sch's., Baronin M., aufzusuchen. Sie wohnt sehr hübsch, mitten in einem großen Garten, war schon auf mich gefaßt und kam mir mit großer Herzlichkeit entgegen. Diese Menschen hier leben noch immer wie in einer großen stauenden Erregtheit über ein Wunder, das sich durch ihre Befreiung an ihnen vollzogen hat. Und sie fassen es auch buchstäblich und in religiöser Inbrunst so auf. Wenn doch alle draußen und in der Heimat wüßten, was die Menschen, die uns nicht als Feinde hassen und fürchten, von uns halten und erwarten! Es müßte jedem guten Deutschen ein erhöhtes Verantwortlichkeitsgefühl für freie Taten und Worte geben. „Wenn Deutschland uns je den Osten und Letten überantworten wollte,“ sagte die Baronin M., „dann hätte es nicht hierherkommen und uns Mut machen dürfen, unser Deutschtum erneut und mit Subel zu bekennen. Wir sind verloren in der Minute, in der man weiß, daß niemand uns schützt; denn die Elemente, die uns vernichten wollen, würden aus dem großen Rußland jeden dazu nötigen Zuzug bekommen.“ Sie hat sicher recht. Aber nicht nur Haase und Ledebour, auch ungezählte andere Leute, die Peter schreien, wenn einem deutschfreierischen Polack außs Maul geflopft, oder ein russischer Schmierjude nicht gleich als vollberechtigter Deutscher mit offenen Armen aufgenommen wird, sie würden ohne Zögern die deutschen Balten, die soviel deutscher sind als sie selber, ihren Feinden und der Vernichtung preisgeben. Während war es, wie die Damen über alle Offiziere und Soldaten sprachen, mit denen sie zusammengekommen waren. Möchten sie nie Enttäuschungen erleben!

— Eigentlich sollte und wollte ich noch auf ein Plauderstündchen zur Baronin M. kommen, — man lernt viel dabei, — aber jetzt geht es doch nicht, denn beim Mittagessen im Marinekasino ergab sich eine Gelegenheit, morgen nach Helsingfors zu fahren, die ich benutzen will, um den dortigen Hafen kennen zu lernen. Es soll schwer dort unterzukommen und kolossal teuer sein. Aber das helpt nicht! Die Baronin fährt aber übermorgen fort.

Gestern Abend kam ich recht spät aus dem Offizierkasino im Abelsklub, denn ich hatte Bekannte aus Vibau getroffen und mich verplaudert. Es war gegen 12 $\frac{1}{2}$ und noch die richtige eigentümliche Beleuchtung der „weißen Nächte“, ganz anders als in Vibau. Nur die hellsten Sterne konnten sich bemerkbar machen. Nun ist mein Freund Kühlmann doch gegangen. — Der Prozeß wird wohl recht peinlich für ihn geworden sein, trotz seiner Vertagung. Hoffentlich ist mit von Hinzge der richtige Mann gekommen. Ich ahnte schon so was! So, jetzt kommt dienstliche Schreiberei. Höchste Zeit!

Euch allen viel herzliche Grüße.

Euer

E. L.



Neue Bücher

F. Stier-Somlo: „*Vom parlamentarischen Wahlrecht in den Kulturstaaten der Welt*“. Dietrich Reimer (Ernst Bohsen), Berlin 1918. 311 S.

Es war ein glücklicher Gedanke des Verlages, in Form eines Taschenbüchleins dem weiteren Publikum ein Hilfsmittel an die Hand zu geben, kraft dessen es seine aus Zeitungen nur feken- und brockenweise zu schöpfende Kenntnis des Wahlrechtsproblems in zusammenhängende Formen bringen kann. Dem bekannnten Verfasser ist diese Absicht im allgemeinen sicher gelungen. Der Sachkenner weiß, welche mühsame Literaturdurcharbeitung dazu gehörte, um die sehr einfach wirkenden Angaben machen zu können. Pflegen doch die hier eben nur als Lüne anklingenden Einzelheiten sonst ganze Sonderkompositionen auszufüllen. Den Laien belehren die umfangreichen am Schluß hinzugefügten Anmerkungen, die zugleich Fingerzeige über Namen und Art der Quellen geben. Beiläufig: die ganz vorzügliche Studie Max Pomtows, Preußen und das Reichstagswahlrecht, Leipzig 1917, Theodor Weicher, hätte eine andere Beleuchtung verdient.

Im „Grundlegenden Teil“ werden zunächst die ideellen und praktischen Voraussetzungen des Wahlrechts erörtert. Dazu gehören folgende Themata: Das Wahlrecht in seiner Beziehung zu Revolutionen und Kriegen überhaupt, als Belohnung, als subjektives öffentliches Recht (gegen die Zellinefsche Lehre vom Wahlrecht als Organhandlung für den Staat), als Funktion nationaler Eigenart und internationaler Bewegungen, in den nichtstaatlichen öffentlich-rechtlichen Körperschaften usw. Sodann das Verhältnis von Konstitutionalismus und Volksvertretung in ihrer gegenseitigen Bedingtheit. Endlich die Grundelemente der Wahlssysteme der Welt, also das technische Rüstzeug, mit dessen Hilfe in jeweils national geschachteltem Mosaik die rechtsgültigen Abbilder des höchsten staatsbürgerlichen Luns hergestellt werden. Der „Besondere Teil“ behandelt sodann knapp, manchmal zu knapp, das geltende Wahlrecht im Auslande und in Deutschland, vergleicht die Zustände hier und dort, und schließt mit der Stellungnahme des Verfasser zur preußischen Reform. Ein ausführliches Register erleichtert den Gebrauch des nach einmaliger Lektüre doch vor allem als Nachschlagebuch gedachten Wertes.

St. bemüht sich, das Wahlrecht als eine der gesamten Kulturwelt gemeinsame Erscheinung, als ein allgemeines Kulturproblem aufzuzeigen und folgert aus dieser Tatsache, daß es für den Einzelstaat bedenklich wäre, die jeweils auf